



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

12. Jahrgang.

Blumenau, im Februar 1920.

Nr. 2.

Psalm 41.

Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten und beim Leben erhalten und ihm lassen wohlgehen auf Erden und ihn nicht geben in seiner Feinde Willen. Der Herr wird ihn erquiden auf seinem Strohette; du hilfst ihm von aller seiner Krankheit.

Ich sprach: Herr, sei mir gnädig, heile meine Seele; denn ich habe an dir gesündigt. Meine Feinde raten Arges wider mich: „Wann wird er sterben und sein Name vergehen?“ Sie kommen, daß sie schauen, und meinens doch nicht von Herzen, sondern suchen etwas, das sie lästern mögen, gehen hin und tragen's aus. Alle, die mich hassen, raunen miteinander wider mich und denken Böses über mich. Sie haben ein Bubenstück über mich beschlossen: „Wenn er liegt, soll er nicht wieder aufstehen“. Auch mein Freund, dem ich mich vertraute, der mein Brot aß, tritt mich unter die Füße.

Du aber, Herr, sei mir gnädig und hilf mir auf, so will ich sie bezahlen. Dabei merke ich, daß du Gefallen an mir hast, daß mein Feind nicht über mich lauzzen wird. Mich aber erhältst du um meiner Frömmigkeit willen und stellst mich vor dem Angesicht ewiglich. — Amen.

Die Bücher der Heiligen Schrift lösen in unseren Herzen nicht immer den gleichen Widerhall. In den Tagen des Unglücks, da greift man zu Büchern, die man in sonnigen Tagen heisete legte, weil man sie nicht verstand. Fremd, fast als nicht zur Bibel gehörig, klangen uns im Frieden die Worte der Rachepsalmen, fremdartig und unheimlich schienen die Bilder der Offenbarung Sankt Johannis. Und nur schwer vermochten wir uns in die bitteren Klagen und Anklagen des Jeremia zu finden.

Jetzt hat das ein ander Gesicht. Ein furchtbares Schicksal ist dem deutschen Volke geworden, ein Schicksal, ähnlich wie jenes, das einst dem jüdischen Volke zur Zeit der Assyrier und Babylonier widerfuhr. Seine Macht ist gebrochen, seine Ehre vernichtet — wie lange noch, und man schleppt Deutschlands beste Männer in Ketten vor ein französisches Gericht. Da klingt uns, die wir der alten Heimat Freunde und Leid zu teilen gewohnt sind, der fremde alte Psalm, als sei er heute gedichtet. „Wenn Deutschland liegt, soll es nicht wieder aufstehen“. Wenn fielen nicht Frankreich und England ein? „Auch mein Freund, dem ich vertraute, der mein Brot aß, tritt mich unter die Füße“. Wer dünkte nicht an das scheinheilige henchlerische Nordamerika? —

Damals sind die Reiche vergangen, die das Judenvolk bedrängten. Babel liegt wüste, in Ninives Trümmern heulen die Hyänen. Vergangen ist Alexanders Weltreich wie Persiens Glanz, in Trümmern sank Rom. Aber — uns freilich

zum Ansehen. Das Judentum lebt noch, stärker denn je — und wer weiß, welche Rolle es spielte, hätte es sich nicht selbst seine Zukunft verdorben am Tage von Golgatha. —

Was gibt den Juden die eigentümliche Fähigkeit und Kraft? — Daß sie zum besten Teile religiös sind, und daß sie zusammenhalten. — Auch wir, unser christliches, deutsches Volk, muß jetzt durch harte Prüfung, durch bitteres Leid. Aber unsere Bedränger werden vergehen, weil sie Unrecht tun, weil sie von Bosheit und Haß geleitet sind. Und Deutschland wird emporsteigen.

Aber eins ist not! Eins muß sein. Wir müssen wieder beten und glauben lernen, und wir müssen lernen, in jeden Deutschen, zumal jeden evangelischen Deutschen einen Bruder zu sehen. Ein gottbegnadetes Volk ist unser Stamm, wie es einst die Juden waren. Sie haben Gott von sich gewiesen und seinen Sohn gekreuzigt. — Gott gebe uns, daß wir an ihn uns zu halten lernen, daß wir ihn und einander treu sein, bis wir von neuem steigen, zur Sonnenhöhe empor. Amen. N.

Die deutschen kirchlichen Verhältnisse.

Allmählich beginnt das Dunkel, das über den Verhältnissen der evangelischen Kirche in Deutschland ruht, sich aufzuhellen. Seit Monaten warten wir, endlich zu erfahren, was aus unserer Mutterkirche geworden wäre, eine Zukunft kam nicht. Nur das wußten wir, daß der berühmte Adolf Hoffmann, der „Zehngebotenhoffmann“ Anfang 1919 preussischer Kultusminister war. Er kann zwar „mir“ und „mich“ nicht unterscheiden und ist auf der Volksschule seinerzeit so oft sitzengeblieben, daß er nie über den Zahlenkreis mit 100 hinausgekommen ist, aber er ist ein Todfeind der christlichen Kirche und darum wurde ihm die Oberleitung derselben anvertraut.

Freilich ist er nicht lange geblieben. Seine Mißwirtschaft wurde derartig, daß seine eigenen Parteigenossen ihm den Laufpaß gaben. An seine Stelle ist wieder ein Dissident, das heißt ein Religionsloser, getreten, Konrad Jaanisch mit Namen.

Außerdem sind drei evangelische Minister, Heine (93.), Südekum (93.) und Dejer (Demokrat) mit den Rechten beauftragt worden, die bis dahin der König als Landesbischof hatte, also der Ernennung der kirchlichen Obern, der Berufung der Generalsynode und ähnliche Dinge.

Aus der Auswahl dieser Männer und dem starken Einfluß des Zentrums auf die Regierung des heutigen Deutschlands ergibt sich für jeden Einsichtigen von vornherein, daß man alle Mittel anwenden will, um die evangelische Kirche zu schädigen.

Bei der Feier des Rochusfestes in Bingen hat der Festredner, Pater Schranitz aus Dortmund, folgendes gesagt: „Die Niederlage Deutschlands ist von Gott gewollt, um den Stolz des Preußentums und die Macht der Evangelischen den Katholiken gegenüber zu brechen.“ Das Wort ist wenigstens aufrichtig, es zeigt, daß der führende Geist der Katholiken Deutschlands, Herr Matthias Erzberger, bereits im Zentrum durch-

gedrungen ist: man nimmt das Unglück Deutschlands gern in Kauf, denn die katholische Kirche gewinnt und die evangelische verliert. — Wenn sich nur die Herren nicht täuschen!

Eins steht freilich bevor: die Trennung von Kirche und Staat. Bisher hatte der Staat an die evangelische Landeskirche recht erhebliche Summen gezahlt, die fallen nun weg und unsere Kirche ist gezwungen, sich selbst zu erhalten. Sie wird große Geldsummen aus eigenen Kräften aufbringen müssen. Und das wird manchmal schwer sein. Aber sie wird auch Herr in ihrem Hause sein. Gerade die gläubigen Kreise der Kirche haben es immer sehr bitter empfunden, daß die kirchlichen Behörden aus politischen Gründen, um irgend eine wichtige demokratische oder katholische Größe nicht zu ärgern, oftmals die eigentlichen kirchlichen Forderungen beiseite stellten. Die Mittelparteien waren immer Trumpf, genau wie in der Wilhelmstraße seit Bismarcks Abgang, und so kam man über Halbheiten selten hinaus.

Das wird anders werden.

Eine Scheidung der Geister wird erfolgen, und viele werden der Kirche den Rücken kehren — vielleicht schon um der Steuer willen. Aber die, welche bleiben, werden umso fester sein, und die anderen werden mit der geistigen Gesundung Deutschlands auch den Rückweg finden. —

Bezeichnend sind die kirchlichen Wahlen, die in einigen Staaten Deutschlands schon stattgefunden haben. Sie erfolgten so demokratisch wie möglich, genau nach dem Muster der Reichstagswahlen. Und sie hatten für die kirchenfeindlichen Kreise ein überraschendes Ergebnis. Die Wahlen für die verfassungsgebenden Kirchenversammlungen haben nicht nur im sehr religiösen Württemberg, sondern auch in den als liberal geltenden Ländern Baden, Sachsen-Weimar und Sachsen-Mtenburg mit dem glatten Siege der rechtsstehenden, strenggläubigen Kreise geendet. — In Baden, das als liberales „Mutterland“ längst berühmt war, hat man die Wahlen zur Teilnahme aufgefordert, sodaß selbst dem liberalen Professor Bauer in Heidelberg graute — und das Ergebnis ist die Wahl von 49 Positiven gegenüber einer geringen Anzahl liberaler und Mittelparteiler. In Mtenburg, das als völlig liberal galt, sind 12 652 positive gegen 10 932 freie Stimmen abgegeben worden.

Das ist aber von tiefer Bedeutung. Denn während bisher die Unterschiede zwischen positiv und liberal zumeist nur auf Fragen der Lehre und der Kirchendisziplin sich bezogen, zudem so sehr rein wissenschaftlich waren, daß sie für einen praktischen Geistlichen kaum eine Rolle spielten — jetzt sind sie anderen Inhalts. Jetzt handelt es sich darum, ob man die Kirche aufgeben will oder nicht. —

In Kampfzeiten verschwinden die zu Verwicklungen geneigten, und die Extremen ziehen an. So werden aus den Liberalen in solchen Zeiten sehr leicht Kirchenfeinde schlecht hin, nicht aus den Leitern, wohl aber aus den Geleiteten, die zwischen „verständesmäßiger Auslegung der Schrift“ und ihrer Verwerfung schließlich nicht mehr unterscheiden können.

Deshalb sind die Wahlen ein Zeichen, daß der größere Teil unserer Gemeinden die Kirche nicht zerfallen lassen will. Und wie Deutschland selbst sich erheben wird, „ob auch hinter jedem Deutschen ein englischer und ein französischer Wackelpost steht“, so wird unsere Kirche auch durchhalten.

Verzage nicht, du Häuflein Klein,
Ob auch die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davon dir reißt wird Angst und Bang:
Es wird nicht lange währen!

Die Leser des Christenboten,

besonders die Herren Pfarrer, Lehrer und Gemeindevorstände machen wir darauf aufmerksam, daß seit dem 1. April 1919 unter dem Namen „Monatshefte des Gustav-Adolf-Vereins, Zeitschrift für die Kenntnis u. Pflege der gesamten evangelischen Diaspora, insbesondere des evangelischen Auslandsdeutschtums“ in dem Verlage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig eine auch für die evangelischen Gemeinden in Brasilien höchst wichtige Zeitschrift erscheint.

Sie will das zusammenfassende Organ des Gustav-Adolf-Vereins sein. Aber sie will sich nicht auf die Vertretung seiner Arbeit beschränken, sondern allen Bestrebungen der deutschen evangelischen Diasporafürsorge, wie sie von kirchlichen Behör-

den und von verwandten Vereinen geübt wird, ihre Spalten öffnen. Sie will unter Mitarbeit eines großen Stabes erfahrener Fachmänner der Diasporaarbeit die großen Fragen dieses Gebietes kirchlicher Liebestätigkeit in vielseitigem Gedankenaustausch gründlich erörtern und auch an dem viel zu lange vernachlässigten Ausbau der Diasporawissenschaft nachdrücklich mitarbeiten. Zugleich aber will sie, in einer für jeden Gebildeten verständlichen Sprache geschrieben, in lebendigen Schilderungen aus dem Leben, Weiden und Streben der Diasporagemeinden sich an das Interesse aller derer wenden, denen unsere Kirche und unser Volk am Herzen liegt. Sobald die durch den Krieg verschuldeten Hindernisse dafür weggeräumt sind, wird sie auch durch Beifügung von Bildern und Karten für möglichste Anschaulichkeit ihrer Darbietungen sorgen. Auch werden sodann Beilagen, die größere Arbeiten enthalten, in zwangloser Folge erscheinen. So will die neue Zeitschrift für das Diasporawerk ein ähnliches Zentralorgan sein, wie es sich die Neuere Mission in Bernards „Allgemeiner Missionszeitschrift“ oder im „Baseler Missions-Magazin“ und die Innere Mission in ihrer „Vierteljahrsschrift“ geschaffen hat, und damit ein seit langem empfundenes, in der Kriegszeit brennend gewordenen Bedürfnis befriedigen.

Der Bezugspreis für diese Zeitschrift beträgt jährlich 7,50 Mark, in anbetracht des derzeitigen günstigen Standes der Valuta Brasiliens eine geringfügige Summe. Bestellungen vermittelt gern die Schriftleitung des „Christenboten“.

Die gegenwärtige Lage der deutschen Auslandsdiaspora.

Unter dieser Überschrift bringt der Vorsitzende des Centralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins, Geh. Kirchenrat Professor D. Rendtorff, im 1. Heft der von ihm herausgegebenen „Monatshefte des Gustav-Adolf-Vereins“ einen Aufsatz, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„In Elsaß-Lothringen bricht die deutsche evangelische Kirche, die dort immer ein Diasporakirche war, unter dem mit allen Künsten der Verführung und allen Gewaltmaßnahmen der Verfolgung vollzogenen Ansturm französischer Werbung zusammen. Wer den Erlass des neuen elsässischen Direktoriums vom 14. Dezember 1918 gelesen hat, weiß, was man auf französischer Seite mit dieser Kirche vorhat. Dazu redet das Schicksal der deutschen Männer und Frauen, nicht wenige Pastorenfamilien darunter, die man unter dem Hohn der künstlich aufgepeitschten Menge über den Rhein gejagt hat, eine unmißverständliche Sprache. Wird für deutsche Gustav-Adolf-Arbeit in unserm alten Reichsland je wieder Raum sein? Dunkle Wolken stehen auch über den andern deutschen Gebieten jenseits des Rheins. Wird die Fürsorgearbeit, die bisher vor allem unser unermüdlicher Rheinischer Hauptverein an den in das katholische Land eingeprengten Gemeinden geleistet hat, ungestört fortgehen können? Wir wissen es nicht, so wenig wir voraussehen können, wie eine etwa bevorstehende politische Umgestaltung der westdeutschen Gebiete auf ihre Stellung zu den evangelischen Kirchen Deutschlands einwirken wird. Und wenn die Zerkümmern der evangelischen Landeskirche der älteren Provinzen Preußens, dieser weitschauenden, in kraftvollem Selbstdienste bewährten Patronin der deutschen Diaspora, ihr auf dem Fuße folgen sollte, wie wird dann das Schicksal der evangelischen Gemeinden in den überwiegend von Katholiken bewohnten Provinzen im Westen und Osten sich gestalten? Nur mit banger Sorge vermögen wir an die Zukunft der evangelischen Gemeinden in West- und Ost-Preußen, in Schlesien und in Posen zu denken. Um Posen zumal trauern und zagen heute alle deutschen Herzen. Eben da ich dies schreibe, wird die „Demarkationslinie“ bekannt, durch die feindliche Willkür den größten Teil dieser Provinz von Deutschland scheiden und politischer Gewalt überlassen will. Wenige Tage vorher kam die Nachricht von der Gefangensetzung des evangelischen Generalsuperintendenten, drang der Rostschrei in unser Herz, den unsre verlassen und verzweifelte Brüder zu uns herüber tönen lassen. Die evangelische Kirche Posens, eben noch eins der blühendsten Gebiete des deutschen evangelischen Kirchentums, steht dem Schicksal preisgegeben, eine Provinz des Auslandsdeutschtums zu werden — ein gleich erschütterndes Ereignis hat die Diasporageschichte der letzten 100 Jahre nicht aufzuweisen.“

Die Zukunft der rund 600 000 evangelischen Deutschen in Polen ist noch ganz ungewiß. Der Gustav-Adolf-Verein hat in Polen während des Krieges umfassend und selbstlos gearbeitet. Daß ihn dabei Unionstendenzen gegenüber der einheimischen lutherischen Kirche oder Germanisierungs-Bestrebun-

gen gegenüber dem polnischen Volk geleitet hätten, hat nur böswillige Eifersucht ihm nachsagen können. Er geht mit reinem Gewissen aus Polen heraus und bereut keinen der Dienste, die er im Lande selbstlos hat leisten können. Auf polnischen Dank hat er nie gerechnet, den deutschen Glaubensgenossen wird er auch fernerhin, soweit es die Verhältnisse gestatten, treulich Handreichung tun.

Die evangelischen Gemeinden Litauens, die sich bereits zu einem litauischen Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung zusammengeschlossen hatten, werden im neuen katholischen Litauen vollends Diasporagemeinden sein. Wenn erst wieder ruhigere Zeiten eingetreten sein werden, wird unsre Hilfe auch zu ihnen wieder den Weg finden. Am tiefsten erschüttert uns das Schicksal der evangelischen Deutschen in den baltischen Ländern. Von ihnen wird in diesen Blättern in Zukunft viel die Rede sein. Für heute mag es genügen, auf das traurige, aber heldenhaft getragene Los der zahlreichen Exulanten hinzuweisen, die aus den baltischen Ländern in die deutsche Heimat flüchten müssen. „Für das Baltienland bedeutet unser Fall,“ — so schrieb kürzlich der frühere Verwaltungschef der baltischen Lande von Gohler, — „den Sturz vom Licht einer hellstrahlend Hoffnung in das Dunkel ewiger Vaterlandslosigkeit. Sie haben auf unsere Unbezwinglichkeit, auf das gute Recht unsrer Sache vertraut, wie auf die göttliche Gerechtigkeit. Und das ist das furchtbare, daß wir diesen Glauben haben zu Schanden werden lassen. Nur mit Grausen kann man daran denken, was unter der unmenschlichen Zerstörungswut der Bolschewisten aus dem Lande und seinen Bewohnern geworden sein mag. Kein Volk, kein Land hat wohl je in der Weltgeschichte ein so prüfungsvolles Schicksal gehabt.“ Was aus der evangelischen Kirche in den Republiken Livland und Esthland werden wird, steht dahin. Eine deutsche evangelische Kirche wird es in den Baltienländern hinfort schwerlich geben.

Es sind trübe Bilder, die wir zeichnen mußten. Aber je unerbittlicher wir die Wirklichkeit der Dinge zu sehen uns entschließen, desto entschlossener und zielbewußter wird unser Wille zur Arbeit sich gestalten. Ueber allem Diasporalend leuchte uns das Wort unsres Herrn: „Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehrt werde.“ Eine baltische Frau hat in den schwersten Tagen gesungen:

„Und doch — was liegt an mir und meinen Schmerzen,
wenn nur mein Deutschland nicht zugrunde geht!
Drum fleh ich, Gott, zu Dir aus tiefstem Herzen:
Errette Deutschland, höre mein Gebet.“

Wir wollen diesen Ruf erwidern, indem wir in Tagen schwerster Not unsres Volkes uns zu dem Gelübde zusammenschließen, das jüngst Theodor Födlner hat ausgehen lassen:

Im Dunkel doch die Sonne schauen,
im größten Leide Gott vertrauen,
den Kleinmut glaubend niederringen,
noch unter Tränen Psalmen singen,
und, selber blutend, Wunden lindern:
Das ist die Art von Gotteskindern.

O Gott, Du großer, ewig treuer,
entfach in uns das heil'ge Feuer,
daß wir in diesem Weltverderben,
wo soviel Altes stürzt in Scherben,
in diesem wilden Völlergären
uns als die Deinen recht bewähren.

In Deinem Wort recht tief zu schürfen,
jezt Deine Stimme sein zu dürfen,
in unserm Volk das Heil zu künden,
daß es im Leid Dich möge finden
zu neuem, herrlichen Erleben —
Das wollest Du uns, Vater, geben!

Aus der Posener Diaspora.

In eigentümlichem Gegensatz zu den vielen Versicherungen über Gleichberechtigung der nationalen, konfessionellen und sprachlichen Minderheiten im eben ins Leben getretenen polnischen Reich steht das tatsächliche Verhalten der polnischen Machthaber, zum mindesten in der bisherigen Provinz Posen. Es ist bekannt, daß bereits im Januar der Generalsuperintendent D. Blau interniert worden ist; trotz unzähliger Bittschriften der evangelischen Gemeinden dauerte es Monate lang, bis er aus der Haft entlassen wurde. Das gleiche Schicksal

traf später die beiden geistlichen Konsistorialräte, von denen der eine noch jezt in dem berüchtigten Laufelager Szczyporno sitzt. Auch von den Pastoren hat diese Maßnahme viele betroffen. In Szczyporno sind ihrer jezt 38, an verschiedenen anderen Orten der Provinz noch hin und her 15 bis 20, fast alle als Geiseln oder als angebliche Vergeltung für Verhaftung katholischer Geistlicher in Oberschlesien (soweit diese verhaftet worden sind, geschah es bei diesen aber wegen hochverräterischer Untriebe), dazu einige wenige in Untersuchung, diese aber wegen so ungeheuerlicher und lächerlicher Beschuldigungen, daß klar zu sehen ist, man will die evangelische Kirche an sich treffen. Das geht auch daraus hervor, daß die Internierung keineswegs immer die Geistlichen betroffen hat, die sich den Polen durch kräftige Arbeit für das Deutschtum mihliebig gemacht haben, sondern vielfach sind auch Pastoren eingestekt worden, die zwar ihr geistliches Amt treu versehen haben, sich in nationaler Beziehung aber ziemlich abseits gehalten haben. Der Pole kann es sich gar nicht anders denken, als daß die Gleichsetzung von Nation und Konfession, wie sie bei den katholischen Polen statt hat, auch bei den evangelischen Deutschen gelten müsse. Es hatte sich daraus die Vorstellung gebildet, daß der evangelische Pastor der natürliche Führer des Widerstandes der Deutschen gegen die Polen sein müsse und die Kirche das gegebene Waffenlager. Fast überall fanden deshalb auch Waffensuchungen in den Kirchen statt, und zwar meist in roher und entehrender Weise. Wenn sie erfolglos verlaufen waren, wollte man gewöhnlich mit aller Gewalt noch einen geheimen Keller unter dem Altar entdecken, wo mit aller Bestimmtheit Waffen versteckt sein mußten. Gefunden worden ist nicht in einem einzigen Falle irgend etwas. Bei der ungeheuren Zunahme der Internierungen stieg der Bestand in Szczyporno allein von 2500 im April auf 9000 im Juni. Vorgesorgt wurde für diese ungeheure Masse in keiner Weise genügend, und so kam es, daß 60jährige Herren, auch ein Geistlicher, 11 Tage auf der harten Pritsche ohne Stroh schlafen mußten. Mit Nahrungsmitteln ging es ähnlich; aber in Voraussicht dessen hatten sich die meisten bei ihrer Festnahme gleich mit Proviant auf mehrere Tage versehen. Die Behandlung ist unwürdig; die jungen polnischen Soldaten lassen es die Internierten bei jeder Gelegenheit fühlen, daß sie sich alles gefallen lassen müssen; Anbrüllen und Duken ist allgemein üblich, ja sogar Mißhandlungen sind vorgekommen; einem älteren Pastor sind durch Kolbenschlag zwei Zähne ausgeschlagen worden. Auch den in ihrem Wohnort verbliebenen Geistlichen wird das Leben und die Amtstätigkeit auf jede Weise erschwert. Seit dem Entbrennen des polnischen Aufstandes beschuchen polnische Aufpaffer die Gottesdienste, um auf politische Äußerungen oder Anspielungen zu lauern und was noch schlimmer ist, manches wird mißverstanden, auch absichtlich verdreht, und ungeheuerliche Gerüchte bilden sich, was alles in der Kirche gesagt worden sein soll. Das Fahren auf die Außendörfer wird mißtrauisch angesehen und dem Pastor als Beeinflussung der Gemeindeglieder zum Widerstande gegen die Polen ausgelegt: Filialgottesdienste sind deshalb äußerst erschwert. Je näher der Ort an der Kampffront liegt, desto schlimmer ist es; denn sobald polnische Tote oder Verwundete eingebracht werden, heißt es regelmäßig, daß der deutsche Grenzschutz sie in barbarischer Weise erschlagen, verstümmelt, gemißhandelt habe. Die Wogen der Erregung gehen dann hoch, und Pogromstimmung liegt in der Luft. Oft haben dann schon die polnischen Geschäftsinhaber das Militär um Schutz gebeten, Patrouillen mußten auf und ab; denn auch die Polen wußten genau, daß der plündernde Pöbel nur in der ersten halben Stunde einen Unterschied zwischen deutschen und jüdischen Geschäften einerseits und polnischen andererseits machen werde, in der zweiten Stunde werde die Begehrlichkeit diese Dämme überfluten. Die wütesten Beschuldigungen gegen die Deutschen finden Glauben. Sehr viele Deutsche wollen deshalb, sobald es irgend geht, fortziehen; bei den Beamten ist das so schon deshalb der Fall, weil ihnen meist mit kürzester Frist gekündigt worden ist; nur die deutschen Beamten am Gericht und an der Eisenbahn sind den Polen noch unersetzlich. Der Bestand vieler evangelischer Gemeinden ist deshalb in Frage gestellt, denn es gab eine ganze Reihe solcher, die zum großen Teil aus Beamten bestanden, und häufig waren die Beamten auch die besten Steuerzahler. Aber der Geldmangel wird die Gemeinden nicht zu Grunde richten, so schwer es ihnen auch werden wird, die erhöhten Lasten aufzubringen. Die Opferwilligkeit ist bedeutend gestiegen, und grade in Folge des national und konfessionell gleichermachen ausgeübten Druckes der Polen wird

sich auch bei den Evangelischen Kirche und Deutschum vielfach noch näher treten, als es bisher der Fall gewesen ist; auch Kirche und Schule werden durch die gemeinsame Not gezwungen sein, das eben erst zerschnittene Band wieder zu knüpfen. Von Warschau aus wird stark dahin gearbeitet, die Polener evangelische Kirche unter das Warschauer Konsistorium zu bringen.

Zur Frage des Religionsunterrichts in der Schule.

Als Brasilien in den Weltkrieg eintrat, wurden die deutschen Privatschulen in Santa Catharina in Stadt und Kolonie geschlossen. Das Verbot des deutschen Unterrichts schädigte auch die evangelische Kirche und zwar weit mehr, als das gleichzeitige Verbot der deutschen Predigt. Denn nun konnte die heranwachsende Jugend, auf der doch die Zukunft der Kirche beruht, keinen Religionsunterricht in ihrer deutschen Muttersprache erhalten. Wieviel christliche Hausväter und -mütter hatten wohl den Willen oder die Zeit oder die Fähigkeit, ihre Kinder selbst zu unterrichten und jenen Mangel nach Kräften auszugleichen? Ihre Zahl dürfte sehr gering sein. Allmählich besserten sich die Verhältnisse hier und da ein wenig. Schulen, die einen in der Landessprache geprüften Lehrer besoldeten und bekommen konnten, durften wieder arbeiten, freilich nach den jetzt im Staate Santa Catharina geltenden gesetzlichen Bestimmungen. Das hatte zur Folge, daß neben der Landessprache auch wieder ein wenig Unterricht im Deutschen gegeben wurde. Aber wie verhält es sich mit dem Religionsunterricht? Das ist die Frage, die den Pfarrer und jedes treue evangelische Gemeindeglied nicht zur Ruhe kommen läßt.

War der Religionsunterricht schon vor dem Kriege in vielen Schulen arg vernachlässigt worden, so wird er jetzt erst recht als lästiger Behrgegenstand, der den Stundenplan unnötig beschwere, beiseite geschoben.

Es war eine immerwährende Klage der Geistlichen, daß ein großer Teil der Konfirmanden ohne genügende religiöse Vorbildung zum Unterricht kam. Angeblich hätten die Kinder in jeder Schule „Religion“ gehabt, so versicherten die anmeldenden Eltern. Ging der Geistliche der Sache aber auf den Grund, so stellte es sich heraus, daß der Lehrer oft nur die Gebote, allenfalls noch das Glaubensbekenntnis mechanisch, papageienartig hatte auswendig lernen lassen. Keine Durchnahme der Katechismusstücke, kein Gebet, kein Kirchenlied, kein Spruch, vor allem keine biblische Geschichte, keine Kenntnis des Lebens Jesu! Und das nannte sich Religionsunterricht. In einem Konfirmandenkursus mußte ich einmal feststellen, daß etwa die Hälfte der Kinder nie etwas von Jesus gehört hatte. Nur in wenigen Schulen meines ausgedehnten Pfarrbezirks Itoupava wurde wirklich Religionsunterricht getrieben, worunter ich in erster Linie die Einführung in die biblische Geschichte verstehe. Der zehnte Teil meiner Konfirmanden bestand aber sogar aus Analphabeten, also solchen, die überhaupt keine Schule besucht hatten oder nur so kurze Zeit zur Schule gegangen waren, daß sie nicht lesen und darum nur geringen Nutzen von dem kurzen Konfirmandenunterrichte haben konnten. Ich glaubte lange Zeit, daß diese Verhältnisse nur in dem weiten Gebiet der vereinigten Kirchengemeinde Itoupava herrschten, weil dort die kirchliche Spaltung, die Konkurrenz der lutherischen Gottesdienstengemeinde jeden durchgreifenden Einfluß des Geistlichen auf die Schule lahm legte. Aber als ich 1917 auch noch die Vertretung der vakanten Pfarrstelle Blumenau übernehmen mußte, stellte ich zu meinem Entsetzen fest, daß die Verhältnisse hier durchaus nicht besser waren. Auch hier war die Mehrheit der Kinder ohne genügende religiöse Unterweisung aufgewachsen. Gewiß, es gab und es gibt Lehrer, die sich aufs treueste die religiöse Erziehung der Kinder angelegen sein ließen, wie beispielsweise der Lehrer Glau — um nur einen bekannten Namen, und zwar den eines Verstorbenen zu nennen. Und auch jetzt kenne ich Lehrer, die trotz des überlasteten Lehrplans zweimal wöchentlich ausreichenden Religionsunterricht geben und ihre Pflicht voll und ganz erfüllen. Mit dankbarer Freude begrüßt die evangelische Kirche die treue Mitarbeit solcher Lehrer, wie sie überhaupt nichts schmerzlicher wünscht, als daß Pfarrer und Lehrer im Geiste des Vertrauens und der gleichen Liebe zu der Jugend einträchtiglich zusammenarbeiten möchten. Aber Gott sei's geflagt, in sehr, sehr vielen Fällen hat die deutsche Privatschule vor dem Kriege in bezug auf den Religionsunterricht völlig versagt. Und dieser trostlose Zustand hat sich nach dem Oktober 1917 noch erheblich verschlimmert.

Am Ende des Jahres 1918 kamen die Geistlichen des

Munizips Blumenau zu einer Konferenz zusammen und berieten über Maßnahmen zur allgemeinen Durchführung des Religionsunterrichtes. Unter anderem wurde beschlossen, daß sich die Geistlichen verpflichteten, künftig nur Kinder aus solchen Privatschulen in den Konfirmandenunterricht aufzunehmen, in denen ein genügender und von den zuständigen Geistlichen beaufsichtigter Religionsunterricht erteilt würde. Außerdem wurde ein Stoffplan ausgearbeitet, der ein Mindestmaß an Forderungen enthielt, insbesondere in der biblischen Geschichte, und unter die Lehrer verteilt.

Was war die Folge dieses Vorgehens? Zu einem großen Teile siegte die Erkenntnis, daß die Kirche der Schule selbst damit einen großen Dienst erwies. Es siegte der kirchliche Sinn, der doch in unserer deutschen Koloniebevölkerung noch vorhanden ist. Manch treuer Christ beglückwünschte uns Geistliche zu diesem aus der Not geborenen Vorgehen und meinte: „Wenn ihr Pastoren doch nur immer einig sein wolltet, so würdet ihr noch mehr erreichen!“

In manchen Gemeinden aber hatte und hat zum Teil noch immer der Pfarrer viel Ärger und Verdruß zu ertragen. Sehen wir uns einmal die Einwände, die mannigfach erhoben werden, ein wenig genauer an.

Da sind zuerst die grundsätzlichen Gegner irgend welchen Religionsunterrichts in der Schule. Sie meinen, die Religion gehöre nicht in die Schule hinein, sondern sei allein Sache der Kirche und ihrer amtlichen Organe. Dieser Standpunkt ist unevangelisch. Protestantische Lebensauffassung sieht in der religiösen Erziehung der Kinder die Krone des Schulunterrichts. Luther fordert die deutsche Volksschule, damit jedes Kind in das Verständnis der von ihm ins Deutsche übersetzten heiligen Schrift eingeführt werde und selbst zum Glauben an Christus komme. Freilich Luther und seine Zeit kennt nur eine konfessionelle Volksschule, jetzt aber haben wir vielfach die paritätische, auch in den deutschen Kolonien Brasiliens, d. h. eine Schule, die von evangelischen und katholischen Kindern zugleich besucht wird. Soll die evangelische Kirche auf den evangelischen Religionsunterricht in der Schule um der Parität willen verzichten? Gewiß könnte sie das; aber die Leute in der Kirchengemeinde, die eine solche Forderung stellen, sollen sich nur einmal darüber klar werden, was das für ihren Geldbeutel für Folgen hätte. Der Pfarrer würde gern den gesamten Religionsunterricht der Kinder von 7–14 Jahren übernehmen, wenn er nur dazu Zeit hätte. Man überlege: in einzelnen Pfarrbezirken gibt es 15–20 Schulen. Um die Kinder in den weit von einander entfernt liegenden Schulen zweimal wöchentlich zu besuchen, brauchte der Pfarrer allein 6 in der Woche, wenn er nur 3 Schulen regelmäßig aufsuchte. Die Durchführung jener Forderung bedeutete also Zerlegung der jetzigen großen Pfarrbezirke in 5–6 kleine und dementsprechend Erhöhung der Mitgliederbeiträge und Pfarrgehälter um das Vielfache des jetzigen Standes. Sind unsere Gemeinden zu solchen Geldleistungen bereit? Die Frage stellen heißt sie verneinen. Darum ist es wohl besser, es bleibt bei der bisherigen Art und Weise des Religionsunterrichts in der Schule, indem ihn der Lehrer erteilt, der von seiner Schulgemeinde bei Übernahme des Amtes dazu verpflichtet wird, auch in der paritätischen oder Simultanschule. Der Begriff der Simultanschulen ist überhaupt in vielen Fällen sehr anfechtbar. Daß die Zahl der Kinder beider Konfessionen einander gleich ist, kommt in unsern Verhältnissen wohl nie vor. In Wirklichkeit sind es doch evangelische bzw. katholische Schulen, insofern als die Schulpäpste der einen Konfession fast ganz unter sich sind und nur wenigen Angehörigen der andern Konfession gleichsam Gastrecht gewähren. Immer aber wird eine Konfession die Mehrheit haben, und dann soll sie auch kraft Majoritätsbeschlusses einen Lehrer wählen, der ihren Kindern den Religionsunterricht erteilt. Die Minderheit mag sich um einen Ersatzunterricht bemühen, den ein gläubiges, dazu fähiges Gemeindeglied oder der Pfarrer geben könnte.

Soll ich noch auf einen Einwand eingehen, der sich in seiner Unsinnigkeit selbst richtet? Es gibt wirklich Leute, die meinen, der Konfirmandenunterricht des Pfarrers ohne vorherige Unterweisung in der Schule genüge vollkommen für die Zulassung zur Konfirmation. Wie oft hört man die Behauptung: „Wenn das Kind 14 Jahre alt ist, muß es konfirmiert werden, ganz gleich ob es Schule und Religionsunterricht gehabt hat oder nicht.“ Der Gemeindevorstand befiehlt, und der Pastor, der ja in den Augen vieler Gemeindeglieder nichts anderes als ein „Monatslöhner“ ist, hat zu gehorchen. Nein, liebe Leute, der Pastor ist kein Monatslöhner, kein Miet-

King, sondern das was sein Name Pastor = Hirte besagt, der die Seelen der ihm anvertrauten Gemeindeglieder, der großen und der kleinen, zu weiden hat, der über sie wachen soll, weil er einst seinem Erzhirten, dem Heiland Jesus Christus, dafür Rechenschaft geben muß. Er muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, und darum tritt er allen unbilligen Forderungen entgegen, die in sein heiliges Amt eingreifen. Er darf nicht müde werden, die Gewissen seiner Gemeindeglieder zu schärfen und auf das Gelübde hinzuweisen, das Eltern und Paten jedesmal bei einer Kindertaufe ablegen, nämlich nach bestem Vermögen für die christliche Erziehung des Kindes Sorge zu tragen. Eltern, die für keinen genügenden Religionsunterricht in der Schule sorgen, verjündigen sich gegen ihr Taufgelübde. Der Konfirmandenunterricht, zumal der in den Blumenauer Gemeinden, der in anbetracht der vielen vom Pfarrer verlangten Kurse nur ein Viertelsjahr dauert, ist wenig wert, wenn ihm nicht in den Schuljahren eine religiöse Erziehung vorangegangen ist. Dem Kinde fehlt ja jede Grundlage, die ihm erst das Verständnis der göttlichen Heilslehre ermöglichte. Niemand fängt mit dem Dache an, wenn er ein Haus bauen will, sondern legt erst das Fundament und errichtet die Wände. Vom Pastor aber verlangt man Unmögliches; denn der Konfirmandenunterricht ohne jene Grundlage schwebt in der Luft, und sein augenblicklicher Erfolg wird von jedem Wind der Anfechtung hinweggeblasen. Von bleibendem Segen kann nur ein Konfirmandenunterricht sein, der das im Religionsunterricht angefangene Gebäude weiterführt und zum krönenden Abschluß bringt. Unsere Taufpraxis fordert unbedingt den Religionsunterricht in der Schule. Mit ihm steht und fällt letzten Endes unsere evangelische Kirche als Volkskirche.

Noch ein letztes Wort zu dem jetzt häufig gehörten Einwande, daß die neuesten Staatsgesetze den Religionsunterricht in der Schule ausschließen. Das ist ein Irrtum. Der Staat mischt sich in die inneren Angelegenheiten der religiösen Gesellschaften nicht ein. Von Ende 1917 bis Ende 1918 war der Religionsunterricht nur insofern untersagt, als er nicht in deutscher Sprache erteilt werden durfte. Jetzt ist der Staat so entgegenkommend, daß ein Dekret der Regierung sogar in den großen Regierungsschulen (grupos escolares) Raum für den Religionsunterricht der Konfessionen in ihrer Muttersprache läßt, sofern derselbe von den Geistlichen, nicht von den Regierungslehrern selbst, gegeben wird. Auch die Lehrer an den kleinen Regierungsschulen in der Kolonie können außerhalb des Stundenplanes privaten Deutsch- und Religionsunterricht geben, und glücklicherweise machen viele Lehrer deutscher Herkunft von dieser Befugnis Gebrauch zum Segen der evangelischen Kirche. Von den Privatschulen wird nur gefordert, daß sie den gesetzlichen Bestimmungen genügen, also Portugiesisch, Geschichte, Geographie, Bürgerkunde und Hymnengesang in der Landessprache treiben, und zwar beschränkt sich die Zahl dieser Pflichtstunden in Summa auf $14\frac{1}{2}$ in jeder Aula, die Unterrichtsstunde zu 30 Minuten gerechnet. Da unsere einflüssigen Kolonieschulen mit einem Lehrer aus einer Aula (Klassenraum) bestehen, so ist, wie man sieht, reichlich Raum für die deutschen Fächer und auch für den Religionsunterricht gelassen.

Der voraussichtlich nach Ostern tagende Gemeindeverband von Santa Catharina wird sich mit den berührten Fragen noch eingehend auseinandersetzen müssen. Schon jetzt aber möchte ich die Aufmerksamkeit auf ein wichtiges Werk lenken, dessen Inangriffnahme sich der Verband wohl nicht entziehen wird: ich meine die Gründung einer oder zweier Konfirmandenanstalten in unserm Staate für die Kinder, die ohne Schuld ihrer Eltern, weil sie in entlegenen Urwaldstiefen wohnen, ohne Schul- bzw. Religionsunterricht aufgewachsen sind. Gegen solche Kinder und ihre Eltern rigoros vorzugehen, wäre ein Unrecht, wenn ihnen nicht seitens der organisierten Kirche die Möglichkeit geboten würde, das Versäumte nachzuholen. Hier muß die Gesamtheit der Gemeinden helfend eingreifen, wo die Einzelgemeinde zu schwach ist, und den Tatbeweis erbringen, daß wir doch noch eine Volkskirche haben, die Leben aus Gott hat und Leben weckt.

Baltenwaisen

In der vorigen Nummer des „Christenboten“ erschien ein Artikel „Baltenleid“, in dem von dem furchtbaren Schicksal dieses edlen deutschen Stammes, der jetzt nach vielhundertjährigem Bestehen zusammenbricht, die Rede ist. Ich denke, mancher wird es gleich mir mit Begehr und Schmerz gelesen haben und

den Kopf geschüttelt haben, daß es so viel Leid geben kann.

Aber mit Begehr und Schmerz und Kopfschütteln ist es nicht getan! Es gibt etwas Besseres noch: das heißt helfen! Hier in Brasilien wohnen in Fülle Menschen, die das können.

Die Vermissten sind nämlich jene vielen Kinder, deren Eltern verschleppt und getötet sind, und für die sich nun so schwer Hilfe findet. Ihre Verwandten sind fern, ihre Güter und sonstigen Besitztümer sind geraubt. Da sind drei Pastorenkinder, der Vater ist mit sechs anderen Geistlichen in Mitau erschossen worden, nachdem er einige Tage mit drei anderen den Mistwagen hatte ziehen müssen, eingespannt und unter Peitschenhieben wie ein Pferd. Die Kinder haben niemanden. — Da sind die vier Kinder eines Ingenieurs, den man nach Sibirien schleppte, sechs Kinder eines Gutsbesizers, den die Bolschewisten erschossen, während sie die Mutter verschleppten. So handelt es sich um Hunderte von Kindern, reinsten deutschen Stammes, die wie Vöglein sind, die aus dem Neste fielen — will sich nicht jemand ihrer annehmen?

Es gibt hier eine Fülle kinderloser Ehepaare, eine Fülle von älteren Männern und Frauen, die wohlhabend genug sind, nicht eins, sondern vier oder sechs Kinder zu ernähren. Wie schön wäre es, wenn solche Herrschaften um unseres Glaubens und unseres Stammes willen da Helfer sein wollten. Wenn sie hinsäßen und die Fürsorge für solch ein Kind übernähmen, zahlten, was für deren Ausbildung not tut und ein Werk der Liebe damit täten, das ihnen unser lieber Vater im Himmel sicherlich nicht vergäbe! Oder noch besser, wenn sie sich solche Kinder übers Meer hierüberkommen ließen u. ihnen Liebe und Heimat gäben!

Wer dazu bereit ist, oder wer sonst mit Geld helfen will, den bitte ich herzlich, mir Mitteilung zu machen, oder an den Baltenverband, Berlin W., Kurfürstenstraße 101, oder an die Leitung des Sprosschen Waisenhauses, Köln-Marienburg (Baltenwaisenhilfe) zu schreiben. Pfr. Neumann, Brusque.

Zur Bibelfrage

In dem lesenswerten Buch von Dr. Demmert: „Bibel und Naturwissenschaft“ fand ich ein Zitat aus Kehnerters „Zehn Avesta“, das ich gern hersehe:

„Einst kam ich in eine Stadt voll Häuser und Paläste aus Ziegeln, Quadern, Marmor, alle zweckmäßig und regelmäßig gebaut, fest gefügt und eins das andere überbietend in Verzierung. Inmitten aber stand eine alte Hütte, unbeholfen, zu keinem Menschenzweck brauchbar, voll Lufen, Löcher, dunkler Winkel, nichts passend aneinander; es fehlten Klammern, Streben, Stützen; ein Wunder, daß sie nur noch hielt. Und ich dachte über die Hütte, den Rest aus halbbarbarischer Zeit in solcher schönen, reichen Stadt und sprach: Morgen ist es Schutt! Und als ich wiederkam nach hundert Jahren, — Schutt waren alle Häuser und Paläste rings, Schutt oder umgebaut, und andere standen umher an anderer Stelle, nach neuer Regel und zu neuen Zwecken. Die alte Hütte aber stand inmitten an alter Stelle, unverändert mit ihren Lufen, Löchern, dunklen Winkeln, dieselbe, als sähe ich sie am Tage vor hundert Jahren, als wäre zerbrochen dran der Zahn der Zeit, der alles bricht. Und abermals nach hundert und wieder nach hundert Jahren war's immer so: die alte Hütte noch dieselbe, indes rings alles neu. Da sprach ich: So hält sie Gottes Kraft. Und aus den Häusern und Palästen kam manch Kranker und manch Mäher und suchte in den Straßen und konnte nicht genesen, und half kein Arzt; doch wer in die Hütte ging, die selber schien des Arztes zu bedürfen, ward gesund und fröhlich. Da sprach ich: Hier wohnt Gottes Heil. Und als ich in die Hütte trat, da sah ich einen, der legte seine Hand auf die Kranken und die Wunden, davon wurden sie heil; und ich erkannte Christus.“

Die alte Hütte, untuglich für Menschenzwecke, schlecht gefügt nach Menschenregeln, mit ihren Lufen, Löchern, dunklen Winkeln, fehlenden Klammern, Streben, Stützen, das ist die heilige Schrift. Man sieht sie an mit menschlichem Verstande; was ist dran haltbar, was nicht dran zum Spott den Spöttern, wie kann sie eine Stelle noch behalten auf dem reichen Markt der Schriften, der schön, der neu gefügten, voll klarer Menschenweisheit, mit gut zusammenhängenden und wohl bewiesenen Sätzen? Kann sie es aufnehmen nur mit einer? Und doch, die Schriften alle, die schönsten und die Äußersten, die pochen auf das Ewige ihrer Lehre, verfallen, machen anderen Platz mit anderer neuer Lehre. Die Schrift besteht und wird bestehen die alte, und Christi Geist darin als Herr und Hüter wird immer

wieder fröhlich machen und gesund alle, die zu ihm kommen krank und müde, weil sie sich erst so lang herumgetrieben draußen."

Eine bezeichnende Aufstellung.

Der als Statistiker bekannte ehemalige Reichstagsabgeordnete Linz-Barmen hat in der preussischen Landesversammlung folgendes ausgeführt:

"Was die Kirche im Laufe der Jahrhunderte geleistet hat, steht unerreicht da. Die evangelische Kirche in allen ihren Betätigungen, in den Gemeinden und freien Verbänden, ist eine feste Grundlage der Sittlichkeit. Das ergibt sich aus der Statistik der verurteilten Verbrecher:

Auf 100 000 Straffällige in Deutschland sind 1215 verurteilt.

Auf 100 000 Straffällige evangelischen Glaubens sind 1094 verurteilt.

Auf 100 000 Straffällige Dissidenten (religiöslose) sind 3963 verurteilt.

Das heisst mit anderen Worten: die Evangelischen bleiben hinter dem gesamtchristlichen Durchschnitt um 121 und 1215, das heisst $\frac{1}{10}$ zurück. Die Glaubenslosen haben 2748 über dem christlichen Durchschnitt von 1215, oder $3\frac{1}{2}$ mal so viel Verbrecher als die Gläubigen.

So wirkt es, wenn die Gewissensscharfung, zumal der Jugend, ausbleibt.

Von Kaiser Wilhelm

Schreibt der Prediger der Zeister Brüdergemeinde, der öfters in Amerongen Gottesdienst hält, folgendes, das im Ev.-Kirchl. Anz. f. Berlin veröffentlicht wurde: Ich habe nie eine Klage aus des Kaisers Mund gehört, nie ein Wort, daß er sich als beleidigte Grösse fühle. Er denkt immer nur an andere, an die Zukunft seines Volkes. Mit welcher Liebe spricht er von ihm, von seinem tapferen Heer, von seinen Hofpredigern und Seelsorgern! Es war geradezu rührend, wie er an seinem Geburtstag für sein Volk in die Bresche sprang! „Das Elend des Krieges und der Hunger haben das Volk so weit gebracht“ — das ist des Kaisers Ansicht. Mit tiefer Traurigkeit sagte er einmal: „Bevor das deutsche Volk nicht vor Gott auf die Knie fällt, ist keine Rettung.“ Zweimal hat er zu mir gesagt: „Ich stehe in Gottes Hand“. Jeden Tag nimmt er an den Morgenandachten teil, welche Graf Bentinck seiner Familie und seinen Diensthofen in holländischer Sprache hält. Der Kaiser interessiert sich für alles und arbeitet viel. Graf Bentinck sprach sich mir gegenüber aus, daß der Kaiser immer größer werde in seinem Unglück. Trotz allem, was ihm das Herz abdrückt, kann er auch noch mit Humor erzählen, wie viele Bäume er wieder für Graf Bentinck kleingehackt habe. — Es gibt Leute, die, wenn sie im Leide sind, einen Druck auf ihre ganze Umgebung ausüben. In Amerongen ist es ganz anders; wo der Kaiser hinkommt, da scheint die Sonne. Die Kaiserin ist ihm ein großer Trost. Sie trägt schwer an den Erlebnissen; sie hat oft geweint, wenn sie mit mir über die Zustände in Berlin sprach. Aber sie sagte u. a. auch: „Die Mauer um Schloß Amerongen ist wohl hoch; aber die Gebetsmauer, die uns umgibt, ist noch höher.“

Auch eine Beurteilung.

Der englische Kolonialsekretär der Goldküste hat sich in einer aus Europäern und Eingeborenen (!) bestehenden Versammlung ausführlich darüber geäußert, warum die englische Regierung sich genötigt gesehen habe, nicht nur die deutschen, sondern auch die schweizerischen Angehörigen der Basler Mission des Landes zu verweisen. Im Eingang seiner Rede findet er hohe Töne der Anerkennung für die Arbeit der Basler Missionare, die sie „in langen Jahren auf dem religiösen Gebiet und auf dem der Schule getan“ hätten. Dadurch, daß die englische Regierung die Basler Mission während der 31^{en} ersten Kriegsjahre ruhig habe gewähren lassen, habe sie auch das Bewußtsein von ihrer Dankesschuld deutlich bekundet. Aber jetzt verlange die Schuldverpflichtung gegen die Tausende von Engländern, die ihr Leben gelassen hätten, daß für alle Zeiten das „Unreine“, womit die Basler Mission leider untrennbar verbunden sei (das „Unreine“ ist natürlich das Deutschtum), beseitigt werde. Er, der Kolonialsekretär, zweifle nicht, daß viele Basler Missionare auf der Goldküste einen Namen hinterließen, der immer in verdienten Ehren stehen würde. Aber er wage zu behaupten, daß die Masse des Volkes freier aufatmen würde, wenn bekannt würde, daß

die Regierung entschlossen auch die letzten dieser feindlichen Körperschaften ausgetrieben habe. Und dann sagte er weiter: „Was veranlaßt uns also diese Stellung (der bisherigen Duldung) zu verlassen? Ist es nicht das, daß wir durch bittere Erfahrung gelernt haben, uns vor deutscher Verräterei auch im unschuldigsten Gewande zu hüten? Die deutsche Regierung ist es, die durch die Anstiftung solcher Verräterei die Grundlagen der Basler Mission auf der Goldküste und in Indien untergraben hat. Wir haben für die Arbeit einer hingebenden Schar von Männern und Frauen tiefe Bewunderung gehabt; die deutsche Regierung hat es mit ihrer überlegten, schreienden Beiseitestellung aller Grundsätze der Menschlichkeit dahin gebracht, daß wir jetzt einen starken Widerwillen gegen ihre bloße Gegenwart empfinden und kaum mehr einem Glied oder Zugehörigen jener Nation auf britischem Gebiet begegnen können, ohne uns in unserm Gefühl für Anstand verletzt zu fühlen. Die bloße Tatsache, daß wir endlich diesen Schritt gegen die berühmte Basler Mission haben tun müssen, wird die Neutralen überzeugen helfen, wohin deutsche Doppeltätigkeit u. Hinterlist führen muß.“ („Barmer Missionsblatt").

Ein Kommentar ist überflüssig.

Aufruf

zu einer Hilfsaktion zur Vinderung des Elends in Deutschland!

Entsetzlich lauten die Nachrichten aus Deutschland über das Elend, das die Hungerblockade mit ihren Folgen, Revolution und Arbeitseinstellung, über Millionen deutscher Volksgenossen, zumal die Frauen und Kinder in den Städten und Industrieorten, verhängt hat. Unzählige Privatbriefe bestätigen, was uns die Zeitungen melden. Ein unsagbares Mitleid erfasst uns, wenn wir hören, wie viele Unterernährte völlig abgemagert sind, wie die deutschen Kinder, die früher zu den gesündesten und kräftigsten der Welt zählten, jetzt teilnahmslos mit grauer Gesichtsfarbe, mit dünnen Aermchen und Beinchen umhergehen. Grippe, Typhus, Schwindsucht haben den Zug des Todes, der durch Deutschland geht, ins ungemeine vergrößert. Ist der Zustand auch durch die Aufhebung der Blockade jetzt ein wenig besser geworden, so leidet die Mehrheit der Bevölkerung doch noch an großem Lebensmittelmangel. Besonders der Fettmangel macht sich überall in geradezu furchtbarer Weise fühlbar, namentlich in den Städten und in den Volkskreisen, deren kärgliches Einkommen den Erwerb von Lebensmitteln auf dem Wege des Schleichhandels nicht gestattet, wobei wir besonders an die kleinen Handwerker, Beamten, Lehrer usw. denken.

Ihr Bewohner des Munizips Blumenau, wollt ihr abseits stehen, wenn überall in den Ländern, die durch den Krieg nicht gelitten haben, sich Herzen und Hände regen, um an ihrem Teile der furchtbaren Not in Deutschland zu steuern? Gedenkt ihr der vielen Unterstützungen, die euch so oft zur Vinderung eurer Not aus der alten Heimat zuteil wurden? Der Tag ist gekommen, da ihr die empfangene Liebe vergelten könnt.

Die Unterzeichneten fordern euch auf, mitzuarbeiten an einem Liebeswerke für die Notleidenden in Deutschland. Es soll eine

Blumenau-Spende

werden, die die Aufgabe hat, ein besonderes Gebiet der Lebensmittelnöte zu bekämpfen, nämlich den Fettmangel und den Mangel an Rindernährmitteln.

Sammellisten sollen überall in Stadt und Land ausgelegt werden, um Geldmittel, reiche Geldmittel zu sammeln, die zum Einkauf von Fett, Tapioca und Araruta dienen sollen. Wir machen euch diesen Vorschlag, den wir nach reiflicher Erwägung für den besten halten. Doppelt hilft, der schnell hilft.

Wenn alle untreu werden,
So bleiben wir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden,
Nicht ausgestorben sei!

Blumenau, den 29. Dezember 1919.

Das Hilfskomitee:

Josef Deefe, P. Gabler, Viktor Gärtner, P. Oswald Schlänger, Alwin Schrader.

Anmerkung der Schriftleitung: Dieser Aufruf erscheint in der Blumenauer Presse, wird aber vom „Christenboten“ übernommen, weil er geeignet ist, nicht nur die Leser im Munizip Blumenau, sondern auch im ganzen Staate, wo sich ja ähnliche Hilfsunternehmen gebildet haben, herzlich zu bitten, von ihrem Ueberfluß an die Notleidenden in der alten Heimat abzugeben. Wir gedenken der vielen Wohltaten, die wir seit Jahrzehnten empfangen haben; jetzt aber gilt das Wort Jesu: „Geben ist seliger denn Nehmen“.

Für den Familientisch.

Die Lichtspenderin.

Erzählung von M. v. Markovics.

(Schluß.)

„Je — welche kalte Hände du hast — ich muß sie dir nur ein bißchen erst wärmen — so! Nun setze dich einmal nieder — nein, aufs Sofa! Und hier trinkst du ein paar Tassen heißen Kaffee und ißt von der guten Leberwurst, so viel du nur kannst — und da, da sind noch gebratene Klöße vom Mittag — die ißt dein Onkel Johannes auch immer so gern.“

Dankbar und leuchtenden Blickes sah Eva die Tante an. — „und dann mußt du gleich ins Bett! Deine Füße sind ebenso kalt wie die Hände — da darfst du dich nicht erkälten. Ich nur noch ein Stüdchen von dem Ziegenkäse, er ist prächtig.“ „Ach, danke — danke vielmals, liebe Tante — es schmeckt so gut — aber ich bin so müde — und nun kann ich nicht mehr.“

Frau Katharina konnte wieder nicht anders: sie mußte der Kleinen über die schönen blonden Zöpfe streichen, die lang über den Rücken herabhingen und mit einem schwarzen Trauerband zusammengehalten wurden.

„Versuch's nur — es wird schon noch gehen. Inzwischen will ich dir dein Bett zurechtmachen — du kannst hier im warmen Zimmer auf dem Sofa liegen; dann lassen wir die Tür zu uns offen stehen, damit du dich nicht fürchtest.“

Was für ein bleiches, stilles Kind war sie doch!

Wenn man sie sich so recht gesund dachte — dies runde Gesichtchen voll und rotwangig und die großen verweinten, geröteten Augen klar und fröhlich blidend — wenn sie dann auch so laut und ausgelassen würde wie die anderen Kinder, zum Beispiel Drechsler Voltrats, die nebenan immer so lärmten. Wenn sie nur, vollwangig und rund werden würde!

Als das Bett fertig war, machte Frau Sundewitt noch schnell eine Tasse süßes Weizenbier warm und schlug ein frisches Eigelb hinein.

„So — das trinkst du aus, schnell ins Bett — und dann sagen wir „gute Nacht“.“

Sie selbst half dem ermüdeten Kinde aus dem dünnen Zähnchen und deckte das kleine Mädchen warm zu. Einmal hielt Eva die Hand der Tante fest und flüsterte: „Ach, Gott vergelt's dir tausendmal!“

Frau Katharina tat diese wenigen Worte ungemein wohl Meister Johannes, der die ganze Zeit mit dem Rücken am warmen Ofen gestanden hatte, trat an seine Frau heran.

„Hab vielen Dank, Katharina —“ flüsterte er und sah sie glücklich an, indem er ihre Hand ergriff und sie drückte.

So freundlich hatte er lange Jahre nicht mit ihr gesprochen, und so liebevoll hatte er sie seit langen Jahren nicht angesehen.

Frau Sundewitt lag noch lange wach im Bett und sann und sann.

Einstmals — vor Jahren — da hatte sie von einer Wiege geträumt — da hatte sie sich eine kleine Tochter erträumt und ersehnt, ein kleines Wesen, das sie Herzen und pflegen könne — ein kleines Mädchen, das ihr gehören, das sie „Mutter“ nennen würde — nur ein einziges Töchterchen — und nun war ihr Wunsch in Erfüllung gegangen — — —

Der schlimme Schneesturm hatte sich gelegt und heulte nicht mehr ums Haus und die Scheune. Endlich brach auch der Mond aus den Wolken hervor. Bei seinem milden Scheine gewahrte Frau Sundewitt etwas, das ihr wiederum gar seltsam das Herz bewegte: sie sah durch die Tür, die man offen gelassen, wie Eva Halmsen vom Sofabett herab glitt und auf die Knie fiel.

Frau Katharina hörte das Kind schluchzen und ahnte, daß es betete; Eva streckte die Händchen in die Höhe und schickte ein inbrünstiges Dankgebet zum Himmel, daß es so gute, liebe Verwandte gefunden hatte.

Dann froh das Kind flugs in sein Bettchen.

Der Buchbindermeister Sundewitt hatte das alles auch gesehen, und so manche Saite, die lange nicht getönt hatte,

lang wider in seinem Herzen — und doch wußte weder er noch seine tiefbewegte Frau, welches Wunder eigentlich geschehen war — — —

Das Gebet war wieder zu ihnen ins Haus gekommen — das ehrliche, einfache, gläubige Gebet — und der Segen und die lieben Engeln sind stets im Gefolge eines solchen frommen Gebets — und wo die Engeln sind, da ist immer Friede und Freude.

Und was das Kind draußen in der guten Stube in seiner gläubigen, einfältigen Frömmigkeit getan, dem allgütigen Gott für das Leben, für seinen väterlichen Schutz und seine Gnade gedankt, das taten Meister Johannes und Frau Katharina, sie falteten die Hände und beteten.

Danach schliefen sie alle fest, wie die Murmeltierchen. Frau Sundewitt war ganz fröhlich, als sie am anderen Morgen erwachte. Was für ein jubilierendes Vogelstimmchen war das doch im Zimmer, und von woher konnte denn nur jenes Geräusch sein, das sich draußen vernehmen ließ? Sie kleidete sich schnell an und eilte in das große Zimmer.

Eva, der gefürchtete Störenfried, lag vor dem Ofen auf den Knien, mit einer verwaschenen Schürze, die ihr viel zu groß war, und machte eifrig Feuer. Sie sprang schnell empor und sagte zu der Tante „Guten Morgen“.

„Ich habe die Betten in die Kammer gelegt, und mit dem Zimmeraufräumen bin ich gleich fertig, wenn du so gut sein möchtest und mir ein Tuch geben, damit ich das Geschirr abtrocknen kann.“

Eva war ganz dunkelrot vor Eifer und Anstrengung.

Das scharfe Auge der Hausfrau untersuchte das Innere des Ofens und den Fußboden: kein bißchen Asche — kein Körnchen Kohle verschüttet; dann fuhr sie mit dem Zeigefinger über die Stühle, den Schreibtisch und die ladierten Fensterbretter — kein Stäubchen blieb daran haften.

Da konnte sie wieder nicht anders und mußte sagen:

„Du hast eine tüchtige Mutter gehabt, Eva, das kann man merken!“

„Ja,“ nickte das Kind, „Mutter war sehr eigen, ich mußte es wieder und immer wieder machen, bis ich es ganz ordentlich gelernt hatte, das ganze letzte Jahr freilich, da konnte Mütterchen nichts mehr machen, und es sollte doch blank und sauber bei uns sein.“

Die Tante Sundewitt streichelte das blonde Köpfchen und erwiderte:

„Nein — alles allein machen sollst du nicht! Ich will dir schon helfen — auch gibt's hier mehr Arbeit als bei euch zu Hause. Aber du könntest jetzt für mich zum Bäcker gehen und die Semmel holen — und bringe auch gleich einen Topf voll Milch mit aus dem Kuhstall, drüben aus dem Hause von „Munero Siebzehn“ — das würde eine große Erleichterung für mich sein.“

Frau Katharina widelte dem Kinde selbst ein warmes Tuch um den Hals.

Als Eva Halmsen gegangen war, öffnete Frau Sundewitt die alte, schwarze Kommode und untersuchte das Darinliegende. Sm! Wie verwaschen, wie gestopft und geflickt war alles! Aber auch welche Anmut und welche Ordnung!

Frau Katharina errötete, wenn sie an ihre eigenen gefüllten Schränke und Leinentisten dachte. Und sie hatte der armen Florentine Halmsen die elenden zehn Mark fast nicht gegönnt — sie schämte sich.

Trapp — trapp! Nein — da war das Kind ja schon wieder. Das ging ja wie der Blitz mit ihr — und nichts war vergessen; Milch und Semmel und Geld in Ordnung und nichts verschüttet.

Der Buchbindermeister kam nun auch herein mit dem Behrungen, dem Konrad, der die Eva mit neugierigen, aber auch freundlichen Augen betrachtete — sie tat's eben jedem sogleich an, die Kleine; die Hand reichte sie ihm und sagte ihm treuherzig: „Ich heiße Eva — und bleibe nun bei Tante und Onkel.“

Der Morgenkaffee mit der dicken Sahnenmilch und den frischen Semmeln wurde nun verzehrt, selbst das muntere

„Hänschen“ erhielt sein Stückchen Zucker; ach, das dünkte der durchaus nicht verwöhnten Eva ein ganz köstliches Mahl.

„Ach, da ist ja die Bibel vom seligen Vater und der Florentine ihr Gebetbüchlein. — Und hier, auf dem Deckel, stehen alle Gedenktage unserer Familie getreulich verzeichnet — auch dein Geburtstag, Katharina —“

„Wie schön hier die Gloden klingen“ — Eva lauschte — „und wie schön die Kirche von außen aussieht — gestern bin ich mit dem Wagen an ihr vorübergekommen. — Ach — morgen ist Sonntag — wie ich mich auf morgen freue!“

Der Onkel mußte einen Gedankensprung machen — er sah zu seiner Frau hinüber — sie schlug die Augen nieder:

Es ist wahr — man muß es sagen: in diesem Hause hatte man lange Jahre wenig Unterschied zwischen einem Sonntag oder einem Arbeits- und Werktag gemacht — — und in die Kirche war man wenig genug gegangen.

Das Kind aber sah Onkel und Tante mit seinen großen Augen an und fragte:

„Wann gehen wir morgen zur Kirche?“

Die Antwort war nicht so ganz leicht gegeben, aber der Buchbindermeister zog sich bald aus der Verlegenheit, indem er die Kirchzeit zwischen zehn und zwölf Uhr angab.

Nachdem sich alles zum Mittagessen vorbereitet hatte, stand Frau Katharina ein Weilchen in Gedanken versunken.

Dann ging sie vor ihren großen Garderobenschrank und suchte darin. Endlich entnahm sie ihm einen starken, warmen Mantel, den sie eigentlich niemals benutzte, obgleich es ein Geschenk ihres Ehemanns gewesen.

„Das soll ein warmer, guter Mantel für dich werden, Eva, wenn du mir recht fleißig helfen willst, denn sonst werden wir nicht fertig bis morgen.“

„Ach, Tante — der prächtige Mantel für mich? Der wird ja viel zu schön! — Nein — viel zu schön! Mein Gott — was würde Mütterchen wohl dazu gesagt haben — solchen kostbaren Stoff für mich! Glaubst du nicht auch, Tantchen, daß sie es weiß? Ich meine, daß sie es gewiß weiß, wie gut du zu mir bist?“

Welch einen frommen Glauben das Kind doch zeigte!

Surtig nahm Frau Sundewitt die große Schere, und in einem guten Stündchen war der Zuwachs geschnittene Mantel zusammengeheftet. Der Buchbindermeister kam gerade herein, als das neue Kleidungsstück Eväns anprobiert wurde; er staunte über die Geschicklichkeit seiner Frau, und als Frau Katharina das Kind in den nächsten Schnittwarenladen schickte, um Perlmutternöpfe für den Mantel zu holen, faßte Meister Johannes sein Weib um den Hals und drückte ihr einen Kuß auf die Wange, wie sie ihn seit ihrer Hochzeit nicht wieder bekommen, indem er flüsterte: „Sag doch, Katharina — womit könnte ich dir denn auch eine Freude machen, mein Weib?“

Den anderen Morgen schallten die harmonisch abgetönten Gloden förmlich in das Zimmer hinein. Es war ein klares, mildes Frostwetter, und goldener Sonnenschein flutete über Berg und Tal und auch so recht hinein in die Herzen der Menschen, die sich ihm öffnen wollten.

Frau Sundewitt nahm ihren Hut, ihren Wuff und den Pelzmantel aus dem Schrank, zog das gute „Schwarzseidene“ an und holte das Gesangbuch aus der untersten Schublade ihrer Kommode.

Man sah es dem Buche an, daß es nicht viel strapaziert worden war.

„Es ist ganz natürlich, daß das Kind gern in die Kirche will nach all dem Leid und Kummer, es würde doch unrecht und eine Sünde sein, wenn ich sie allein gehen ließe, die Eva —“

Es klang wirklich, als wollte sie sich vor ihrem Manne entschuldigen.

Meister Johannes, der das Kind seiner Schwester mit seinem neuen Mantel, den Hängezöpfchen und dem Sammethütchen, das er selbst der Kleinen in der Morgenfrühe mit besonderem Auftrag der „Tante“ gekauft hatte, zum Anbeissen lieb fand, zögerte ein wenig.

„Ja, ganz natürlich — ich habe übrigens auch daran gedacht, mitzugehen.“

„Du auch?“ fragte Frau Katharina hocherfreut.

So gingen sie denn alle drei gemeinsam zur Predigt.

Wie herrlich die Orgel erschallte, wie süß und rührend der Gesang zu ihnen herniederklang! Eva stimmte mit ihrer kindlichen, weichen Stimme ein — da konnte auch Frau Katharina und Meister Johannes nicht schweigen. Auf ihren Knien taten

sie das Gelübde, „niemals wieder ihres Gottes zu vergessen, der sie bis hierher so gnädig geleitet.“

Es wurde über das Evangelium „von den Arbeitern im Weinberge des Herrn“ gepredigt; sie kannten das Gleichnis wohl, dennoch war es ihnen, als hätten sie es heute zum erstenmal gehört.

Ja, wahrlich, da war viel gut zu machen und viel zu bereuen. Es dachte jedes an die eigene Schuld und nicht an die des anderen, und das ist auch das einzige Mittel, daß ein solch Bereuen auch zu etwas Gutem führen kann.

Und als mittags Eva das Tischgebet gesprochen, die Sonne lachte und der Kanarienvogel schmetterte, da schmedte ihnen das Mahl wie noch niemals in ihrem Leben — Meister Johannes aber sah seine Frau an — und sie ihn, und es war ihnen beiden, als hätten sie sich erst heute gefunden für Zeit und Ewigkeit.

In ihr Haus zog aber fröhliches Leben und herzliche Liebe. Und das hatte alles der kleine, gefürchtete „Störenfried“, das Schwesterkind Meister Sundewitts, mit seinem frommen, einfältigen Gemüte zu Weg gebracht.

Noch im Alter segneten die beiden die Stunde, die sie die verlassene Waise in ihr Haus aufnehmen ließ, denn Eva war und blieb dankbar.

Druckfehlerberichtigung.

Im letzten Verse des Gedichtes „Der wunderbare Gott“, das in der Januar-Nummer erschienen ist, ist selbstverständlich zu lesen: „Mit deinen Gnadenarmen umfängst du sie...“

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 15. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Garcia; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 7. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 21. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit heil. Abendm. in Beldjor.

Karfreitag, 2. April, 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit heil. Abendm. in Blumenau.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 8. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Massaranduba, Schule bei Witte; darauf Delegiertenversammlung.

Sonntag, 22. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit heil. Abendm. in Itoupava.

Sonntag, 29. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit heil. Abendm. in Massaranduba, Schule 58.

Sonntag, 14. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit heil. Abendm. in Itoupava Rega.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 8. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Badenfurt; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Itoupavazinha (P. Neumann).

Sonntag, 15. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Alto Rio do Teso (P. Krause).

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 1. Febr.: Gottesd. in Caripos.

Sonntag, 8. Febr.: Gottesd. in Benedicto Novo; danach Anmeldung der nächsten Konfirmanden.

Sonntag, 15. Febr.: Gottesd. in Alto Rio do Teso.

Sonntag, 22. Febr.: Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 29. Februar: Gottesd. in Timbo.

Sonntag, 7. März: Gottesd. in Rio Abda.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 8. Febr.: Gottesd. in S. Bento und Serrafrade.

Sonntag, 15. Febr.: Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 22. Febr.: Gottesd. in Humboldt.

Pfarrer Ortman.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 15. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 22. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 29. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itajahy.

Am Sonntag, dem 8. Februar, habe ich zur Vertretung des krankheits halber abgereisten Pfarrers Radlach Gottesdienst in Badenfurt.

Pfarrer Neumann.